

DAS KAMILLEN TEE-HAUS

Ein autobiografischer Roman

Siegfried Paul Gelhausen

© 2021 Siegfried Paul Gelhausen

Bilder: Siegfried Paul Gelhausen
Umschlaggestaltung: myMorawa

Verlag: myMorawa von Dataform Media GmbH, Wien
www.mymorawa.com

ISBN:
978-3-99125-590-1



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Eine Kindheit im Oberen Drautal

Siegfried P. Gelhausen ist den Freunden der Kärntner Literatur von seiner dichten, bildhaften, in die Tiefe gehenden, mehrfach preisgekrönten Lyrik seit Langem bekannt. Nach längerem Schweigen – und er ist ein beredter und überzeugender Schweiger – geht er in „Das Kamillentee-Haus“ daran zu reden: in Prosa und das in derselben schnörkellosen Art wie in seinen Gedichten.

Von Kind auf in der stummen Welt beheimatet, dort von Zufällen und ungünstigen Umständen grob umher gestoßen, zögert er lange, bevor er sich an den Computer setzt, um seine Erinnerungen schriftlich festzuhalten.

Geworden ist es ein exemplarisches Sittengemälde der Lebensumstände im Oberen Drautal um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Ob seiner Authentizität ist dieses Buch auch als Zeitzeugnis von hohem Wert.

Engelbert Obernosterer



Das Kamillentee-Haus in meiner Kindheit, im Winter 1956

Schreibend werde ich wieder das Kind

Langsam und bedächtig steige ich aus dem Auto und stehe vor dem Haus, in dem ich vor siebzig Jahren zur Welt gekommen bin.

Es ist schon seltsam, wie schnell man siebzig geworden ist, wo doch das ganze Leben in Sekundenbruchteilen wie ein Film im Kopf abläuft. Ein Buch über die Kinderjahre schreiben, warum tut man das?

Vielleicht weil man in nächster Zeit keine Gelegenheit mehr hat dazu? Wenn man dann mit Medikamenten ruhig gestellt im Altersheim tagein, tagaus vor sich hindöst, die sich nähernden Schritte des Knochenmannes zu vernehmen glaubt und Demenz die letzten Tage erträglicher machen. Längst ist das einst so stolze Gebäude nicht mehr bewohnt. Zusehends verfällt es zur Ruine, das Dach ist schon eingestürzt.

Es ist in einen traumlosen Tiefschlaf gefallen, aus dem es nie wiedererwachen wird. Wo früher jeweils ein hölzernes Nebengebäude stand, wuchern jetzt Holunder-Stauden und Brennnesselwälder.

Der Vergleich mit meiner Lage drängt sich auf, unsichtbare Hände greifen nach mir, wollen mich am Weitergehen hindern. Nur nicht stehenbleiben sonst verschlingt dich das geheimnisvolle Etwas, welches noch immer diesen Ort bewohnt und auf meine Rückkehr scheinbar nur gewartet hat.

Seit dem Tod meiner Mutter ist mir der Zutritt in das Haus leider nicht mehr möglich. Dabei würde ich so gerne wenigstens einmal noch durch die Zimmer und Räume gehen. Dieser Wunsch wird wohl unerfüllt bleiben?

Verwilderte Apfelbäume, noch von meiner Hand gepflanzt, trotzen üppig grün dem Niedergang? Als gäbe es kein Gestern und kein Morgen. Keiner will mehr ihre Früchte, achtlos verfaulen sie im hohen Gras.

Vom Balkon auf dem Großmutter Hitlers Geburtstag mit einer Torte gefeiert hat, lösen sich Bretter, drohen in die Tiefe zu stürzen.

Ich stehe in der Einfahrt zum Hof und schaue hinauf zu jenem Fenster. Es ist nicht irgendein Fenster! Hinter diesem Fenster erblickte ich an einem Maitag im Morgengrauen das Licht der Welt.

Hinter den nun verstaubten Glasscheiben stieß ich meinen ersten Schrei aus, nachdem mir die Hebamme den berühmten Schlag auf den nackten Hintern gegeben hatte.

Kaum war ich auf der Welt, erfuhr ich schon die erste Gewalttätigkeit, aber es gab kein Zurück mehr.

Je länger ich am Ort meiner Kindheit verharre, umso deutlicher tauchen die Bilder aus dieser Zeit wieder auf! Sie sind unauslöschlich gespeichert auf der Festplatte, welche man Gehirn nennt.

Da ist das aufgeschlagene Knie, blutend, der höllisch brennende Arnikaschnaps, den Großmutter über die offene Wunde schüttet, die Hand meiner Mutter, wie sie mir die Haare aus dem Gesicht streicht, nachdem sie vorher ihr Stofftaschentuch mit Spucke befeuchtet hatte, der gepflegte Bauerngarten mit dem Lattenzaun, der grüne Steyer-Traktor mit den Froschaugen, die süßen goldgelben Marillen an der Hausmauer, das frisch gemähte Gras, das aufgeregte Gackern der Hühner, wenn sie gerade ein Ei gelegt haben, das Brüllen der Kühe im Stall, wenn Zeit zum Melken war und dann reißt urplötzlich der Film im Kopf!

Ganz still ist es um mich herum, nur ein Hund bellt in der Ferne.

Irgendwo habe ich einmal gelesen:

Der Vergangenheit nachtrauern ist wie dem Wind hinterherlaufen.

Aus dem kleinen Kastenfenster im Dachgeschoss neben dem desolaten Balkon beobachten mich die Augen eines längst verstorbenen Hausbewohners, ich spüre ein leichtes Frösteln.

Von Erzählungen meiner Großmutter weiß ich, dass man sich im Haus gerne zu parapsychischen Sitzungen getroffen hat. Das ging sogar soweit, dass der katholische Pfarrer von Ötting zu dessen Pfarrgemeinde der kleine Ort Pflügen gehörte, diese Treffen auf das strikteste untersagte!

Man rief die Seelen von Verstorbenen, um sie zu befragen.

Besonders beliebt war das „Tischl-Rückn“ Die an der Sitzung Beteiligten saßen um einen Tisch herum, der keinen Eisennagel enthalten durfte und riefen Verstorbene bei ihren Namen. Nachdem diese dann anwesend waren, machten sie sich bemerkbar, indem sich der Tisch von allein hob und senkte.

Sie antworteten dann auf Fragen. Bei nein hob sich der Tisch einmal, bei ja zweimal. Danach musste man sich bei ihnen bedanken und sie wieder verabschieden. Tat man das nicht oder vergaß man darauf, konnte es vorkommen, dass der Geist blieb und im Haus sein Unwesen trieb. So hatte es mir Großmutter erzählt und duldet nicht, dass man darüber Späße macht.

Vielleicht gibt es einen Zusammenhang, mit den Katastrophen, die mehrfach über das Haus hereinbrachen? Um die Wende vom 19. auf das 20. Jahrhundert brannte das Haus bis auf die Grundmauern nieder und wurde wiederaufgebaut! Mehrfach wurde es von Hochwässern heimgesucht, weil die Drau nur einen Steinwurf entfernt vorbeifließt? Nicht genug damit, so wurde das Gebäude in den 70er Jahren durch ein Erdbeben heftig durchgebeutelt! Danach konnte man im Dachgeschoß durch die Mauerrisse direkt ins Freie sehen.

Im extrem schneereichen Winter 2013/14 brach dann unter der Last von fast 3m Neuschnee der bereits durch eindringendes Regenwasser morsche Dachstuhl in sich zusammen. Zum Glück war das Haus zu dem Zeitpunkt nicht mehr bewohnt.

Warum der Name; Kamillentee-Haus

In meiner Kindheit wuchsen um das Haus herum unzählige süß-herb duftende Kamillensträucher. Weil der Tee angeblich laut Aussage meiner Mutter so gesund war, musste ich täglich ungezuckert große Mengen trinken. So hielt sich bei mir die Liebe zu dieser zarten weißen Blume durchaus in Grenzen. Oft waren die Stängel voll mit schwarzen Läusen besetzt, was die Wirkung angeblich noch steigerte?

Ich bin mir sicher, in den Regalen der Vorratskammer stehen noch immer Kompott und Marmeladegläser, die meine Mutter selbst eingekocht hat. Dabei ist sie schon vor einem Vierteljahrhundert hinüber gegangen. Stundenlang stand sie in der Küche und legte Vorräte für den Winter an. Ich möchte darauf wetten, dass so manches Glas Ribisl-Marmelade noch immer genießbar ist.

Eine große Leidenschaft, ja fast schon eine Sucht von ihr war das Sammeln aller Art von Plastikbechern und Behältern. Sie war überzeugt davon, diese wieder verwenden zu können.

Sie warf auch keine Zeitung weg, sondern stapelte ganze Jahrgänge in einem kleinen Nebenraum ihres Schlafzimmers.

Sie war sehr sparsam aber nicht geizig, besaß keine große Auswahl an Kleidern und band sich jeden Morgen eine Küchenschürze um.

Am Dorftratsch beteiligte sie sich nie, klagte niemals, wenn sie ein Problem drückte, war immer für die Familie da und vergaß dabei ganz auf sich selbst.

Ich höre ihre leise, sanfte Stimme beim Vorbeigehen am Stallfenster, ein leichter Luftzug bewegt die Jahrzehnte alten Spinnweben, als würde sie mir zuwinken. Am Sims rosten in der Mittagssonne uralte Fischkonservendosen vor sich hin.

Ich schließe meine Augen, der betäubende Duft der Holunderblüten schickt mich auf die Reise in die Vergangenheit, ich tauche ein wie in einen tiefen dunkelgrünen See, lass mich sinken bis zum Grund, wo ich bereits von mir selbst erwartet werde.

Hitler schenkte Großmutter ein Gebiss

Das Rasseln der Ventile des dunkelblauen VW-Käfers war nicht zu überhören, als er in unsere Hofeinfahrt einbog und an der hölzernen Stiege hielt, die zur Tenne hinaufführte.

An den schwarzen Gummistiefeln des Bauern aus dem Nachbardorf Mötschlach, der fluchend aus seinem Auto kletterte, klebte eingetrockneter Kuhmist. Mit der einen Hand versuchte er fuchtelnd die lästigen Fliegen zu verscheuchen, während er mit der anderen ungeduldig an einem Kälberstrick zerrte.

Am anderen Ende des Strickes kam ein fast bis auf die Knochen abgemagerter Mischlingshund zum Vorschein. Das arme Tier machte einen verstörten Eindruck und ahnte wohl schon, was ihm bevorstand.

Aus der Haustür trat nun mein Vater, zündete sich eine Zigarette an und wechselte ein paar Worte mit dem Mann, den er scheinbar gut kannte. Da ich etwas weiter abseits von den beiden stand, konnte ich nicht hören, worüber sie sprachen, ahnte aber, worum es ging.

Dann ging Vater wieder zurück ins Haus, kam gleich darauf wieder heraus und mit seiner rechten Hand umklammerte er den stählernen Lauf einer Doppelflinke.

Mit langsamem Schritten überquerte er das Hofgelände bis er wenige Meter vor dem Gartenzaun haltmachte, wo der Mötschlacher gerade dabei war, den Hund am Zaunpfahl festzubinden.

Das war nun der Zeitpunkt, wo ich mich wendete, um mich zu entfernen. Was jetzt passieren würde, hätte ich sowieso nicht verhindern können, auch wenn ich es noch so gewollt hätte.

Ich wusste, wie zornig mein Vater werden konnte, wenn ich mich jetzt einmischen würde. Um das Leben des armen Hundes zu betteln, hätte mir besten Falls ein spöttisches Lachen eingebracht.

In meiner kindlichen Fantasie wünschte ich mir, dass jetzt ein Raumschiff aus den Wolken auftaucht, den Hund zu sich hinauf beamt und ihm so das Leben retten würde. Aber nichts dergleichen geschah. Wenn wenigsten ein Blitz hernieder fahren würde um das Gewehr unbrauchbar zu machen. Nein, meine Gebete wurden da oben nicht erhört. Nur einen kurzen Moment schaute ich in die Augen des Hundes und hatte das Gefühl, als wollte er zu mir sagen; „Hilf mir bitte!“

Dann sehe ich, wie Vater in seine rechte Hosentasche greift und dann zwei Schrotpatronen in der Hand hält. Er dreht sie hin und her, knickt den Doppellauf der Flinte nach unten und schiebt die Patronen in die beiden Läufe. Wieder drehe ich mich weg, war aber nicht in der Lage auch nur einen Schritt zu tun, um mich zu entfernen, als wäre ich festgewachsen und hätte Wurzel geschlagen.

Dann ein metallisches Klicken wie es entsteht, wenn das Gewehr wieder zuklappt, um es schussbereit zu machen. Mir bleibt nur, die Ohren zu zuhalten, indem ich meine Hände fest dagegen drücke.

Wie ein Donnerschlag fällt dann ein Schuss den ich beinahe wie eine Erlösung empfinde.

Von den Bergen rundherum schallte das Echo mehrfach zurück.

Ich konnte nicht anders und musste hinsehen! Das dem Tode geweihte Tier lag am Rücken, die noch zuckenden Beine in die Luft gestreckt, hauchte es gerade sein Leben aus.

Reglos lag ein graues Fellbündel im Gras, dunkelrotes Blut versickerte langsam im Schatten der Zaunlatten und es stank nach Pulverrauch. Vom Waldrand her trug der Wind das Gekreische eines Eichelhämers herüber.

Der Mötschlacher beugte sich in das Innere des VW-Käfers und holte 20er Packung Smart-Export Zigaretten hervor.

Während er sich mit einem dreckigen Stofftaschentuch den Schweiß von der Stirn wischte, bot er meinem Vater eine Zigarette an. Beide rauchten schweigend an den dunkelblauen VW gelehnt und waren sichtlich zufrieden. Derweil sammelten sich Schwärme von

Schmeißfliegen auf dem Kadaver und begannen ihr Werk indem sie ihre Eier ablegten. Daraus würden schon bald weißlich gelbe Maden kriechen und das Werk vollenden.
So sieht also das Ende aus, dachte ich mir.

Der Schäfermischling vom Nachbar hatte da schon mehr Glück!
Weil er seine Ohren nicht aufstellen konnte, wie es zu einem ordentlichen Schäferhund eben gehört, schnitt der Nachbar ihm mit dem Taschenmesser einfach diese so zu, dass er sie nicht mehr hängen lassen konnte. Ein echter deutscher Schäferhund wurde aber trotzdem nicht aus ihm.

Das Verhältnis zwischen meinem Vater und dem Nachbar war für mich nicht durchschaubar! Man half sich zwar gegenseitig, wo es notwendig war, einer traute aber dem anderen nicht über den Weg.

Wenn der Nachbar wieder einmal ganz besonders freundlich war, führte er meistens etwas im Schilde. Da meinem Vater der nachbarschaftliche Frieden wichtig war, gab er schnell nach und der Nachbar besaß wieder eine Grundparzelle mehr. Das ging so weit, bis endlich der ganze Obstgarten sich im Eigentum des Nachbarn befand, inclusive der alten Obstbäume, noch von der Hand meines Großvaters gepflanzt.

Damit konnte Vater sich gleichzeitig auch an Großvater rächen, mit dem er ständig im Streit lag.

Der katholische Nachbar war ein eifriger Kirchengänger, durch und durch scheinheilig im Gegensatz zu meinem evangelischen Vater, der lieber die Gasthäuser in der Umgebung besuchte.

Der scheinfromme Nachbar nannte meinen Vater einmal einen „Luthrischen Fock“! Hochdeutsch übersetzt heißt das ein „evangelisches Schwein!“ Die wahre Bedeutung dieser Bezeichnung verstand ich als Bub natürlich nicht, aber von da an wusste ich, es gibt mindestens zwei verschiedenartige Religionen.

Umso verwirrender war für mich die Tatsache, dass der Rest meiner Familie ebenfalls katholisch war!

Das Erlebnis mit dem armen Hund nahm mich so sehr mit, dass ich den restlichen Nachmittag völlig zurück gezogen in den Drau Auen verbrachte. Dort hatte ich ein Lieblingsplätzchen, ein umgestürzter Baumstamm direkt am Ufer eines Nebenarmes der Drau. Hohes Schilfgras im Rücken gab mir die Sicherheit, dass ich unentdeckt bleibe. Kleine Fischschwärme, sogenannte Pfrillen, tummelten sich unmittelbar vor mir im ruhigen Wasser und schnappten nach Insekten, wodurch kleine Kreise an der glatten Oberfläche entstanden.

Ein Gelbrandkäfer ruderte breitbeinig zwischen Wasserpflanzen hin und her bis er aus meinem Gesichtskreis verschwand.

Eine metallisch-grün schillernde Libelle zog ihre Kreise, stand sekundenlang flügelschlagend in der Luft und erkör sich dann einen Schilfstängel als Landeplatz.

Endlich gelang es mir, die Gedanken wieder zu ordnen.

Weil unmerklich die Dämmerung einsetzte, die Stechmücken immer aggressiver wurden und der Mond schon hinter dem Jaucken-Kamm heraufstieg, machte ich mich auf den Heimweg.

Aus dem Küchenfenster drang das Licht einer Neonröhre zu mir nach draußen. Ich sah wie Vater gerade das Gewehr reinigte.

Der Schaft aus Walnussholz lag vor ihm auf dem kleinen Tischchen.

Mit einem dünnen Stock zog er einen ölverschmierten Lappen durch einen Lauf. Dann hielt er diesen gegen das Neonlicht an der Decke um zu prüfen, ob sich noch Rußpartikel im Lauf befinden.

Auf der Tischkante qualmte eine abgelegte bis zum Filter zurück gebrannte Zigarette. Zu den vielen Brandflecken kam gerade ein Neuer hinzu!

Am großen Tisch gegenüber blätterte Großvater in der Ausgabe des Bauernkalenders 1957 und in der Mitte der großen Küche loderten gelbliche Flammen durch die kreisrunde Öffnung im Herd.

Großmutter war gerade damit beschäftigt, das Abendessen in einer rußgeschwärzten Pfanne vorzubereiten, während ich mit kleinen Schritten in die Küche schllich und versuchte, keine Aufmerksamkeit zu erregen. Der Duft von gebratenen Erdäpfel mit Speck und Zwiebel

empfing mich. Mein Magen knurrte so laut, dass ich Angst hatte, er könnte mich verraten. Keiner schien meine Anwesenheit zu bemerken oder man tat zumindest so, was mir nur mehr als recht war.

Am vollbesetzten, vom Plafond hängende Fliegenpicker, kämpften einige noch am Leben befindlichen Stubenfliegen neben ihren schon verendeten Artgenossen summend ums Überleben. Ein paar hatten das Glück, noch nicht am Fliegenfänger gelandet zu sein, sondern saßen am Tisch und strichen sich mit den Vorderbeinen über den Kopf. Nur zu gerne hätte ich gewusst, warum sie das tun.

Der Wiener Onkel Franz zeigte mir einmal, wie man eine Fliege überlistet und fängt. Danach hält man sie in der hohlen Hand gefangen, hält sie ans Ohr und hört ihrem verzweifelten Summen zu.

Nach dem Abendessen schickte mich Mutter gleich ins Bett.

Einige Stufen der alten Holzstiege hinauf in mein Dachkämmerchen knarrten so vertraut, als wollte sie mir sagen, da bist du ja wieder.

Jede Einzelne der abgetretenen Stufen aus Lärchenbrettern erkannte ich sogar im Dunkel schon an ihrem Knarren. Es war wie eine immer gleiche Melodie in zwei verschiedenen Abfolgen, nämlich ob man hinauf oder herunter ging.

Dieses Ritual ließ sich nur verändern, wenn man ein oder zwei Stufen übersprang. Ein Nachteil war, man konnte so gut wie nie unbemerkt diese Stiege begehen, weil man es im ganzen Haus hören konnte.

Bevor ich mein Stübchen erreichte, musste ich zuerst das Schlafzimmer der Großeltern passieren. Im Winter wärmte ein großer Kachelofen das Dachzimmer. Bei mir war es hingegen eiskalt; es gab nämlich keinen Ofen. In der Schattseite konnte der Winter sehr lange dauern. Aber dafür gab es eine Lösung. Ein schöner runder Stein aus der Drau wurde vorher in der Küche im Backrohr erhitzt, in Fetzen gewickelt und am Fußende meines Bettes unter den drei bis vier Decken platziert. Das garantierte für mehrere Stunden wohlige Wärme. Die Unterlage meines Bettes, auf der ich schlief, war ein Strohsack gefüllt mit Maisfedern, der bei jeder Bewegung raschelte. Durch das Liegen entstand in seiner Mitte eine tiefe Mulde.

Beim Aufwachen in der Früh konnte es vorkommen, dass auf der obersten Bettdecke eine glitzernde Reifschicht lag.

Ein zerfledderter Teddybär mit nur mehr einem Auge leistete mir Gesellschaft. Wenn ich meine Sorgen loswerden wollte, war er ein geduldiger Zuhörer. An der Wand neben dem Bett hing ein kleines Bild. Es zeigte einen Engel, der gerade mit ausgebreiteten Armen zwei Kinder sicher über eine desolate Brücke begleitete, unter welcher ein tosender Wildbach dahinrauschte. Von den großen weißen Flügeln des Engels ging ein himmlisches Licht aus. Ansonsten war es eher einsam in meinem Kämmchen und es gab wenig, womit ich mich hätte beschäftigen können. So kam ich manchmal auf die Idee, das Schlafzimmer der Großeltern zu durchsuchen, wenn diese nicht in der Nähe waren.

Ganz oben auf dem Kasten von Großvater in der hintersten Ecke lag eine verstaubte Pistole aus dem ersten Weltkrieg.

Ich stellte auf einen Stuhl noch einen Schemel und konnte dann das Ding mit der Hand erreichen. Die Waffe war so schwer, dass ich es mit meinen Kinderhänden kaum halten konnte.

Irgendwie faszinierte mich der metallene Gegenstand und flößte mir aber gleichzeitig großen Respekt ein. Ob die Pistole geladen war, konnte und wollte ich nicht wissen.

Großvater hatte selbst am 1. Weltkrieg nicht teilgenommen, aber er hatte eine kriegswichtige Funktion. Er war Beauftragter für das Militär und hatte dafür zu sorgen, dass die Bauern in der Umgebung ihr Vieh ablieferten, damit die Soldaten an der Front mit Fleisch versorgt wurden, wodurch er sich wohl nicht nur Freunde gemacht hat.

Aber auch das Nachtkästchen der Großmutter war vor mir nicht sicher. Neben Bündel von Briefen, deren Schrift ich nicht lesen konnte, fand ich mengenhaft Salben und Creme Tiegel vor. Sie war sehr heilkundig und kannte sich mit Heilpflanzen gut aus, behandelte viele Krankheiten in der Familie selber. Nur die Amputation ihrer Hand in Folge einer Blutvergiftung konnte sie nicht verhindern.

In ihrer Nachttischschublade fand ich auch ein Gebiss. Sie sagte, es wäre es ein Geschenk von Hitler.

Als dieser nämlich an die Macht kam, erließ er ein Gesetz, dass Bäuerinnen sich völlig kostenlos Zahnersätze anfertigen lassen konnten. Da es aber nie wirklich passte, landete es in der Schublade und blieb dort auch. Auf eigene Kosten wurde ein weiteres angefertigt und das passte dann! Das tat aber ihrer Begeisterung für den Führer keinen Abbruch.

Abgesehen von den Jagdgewehren im Haus, Vater und Großvater waren ja Jäger, lag im Kleiderschrank meines Vaters zwischen den Socken und Unterhosen eine Pistole der Marke Mauser versteckt. Sogar mit einigen Schachteln Munition daneben! Die war mir aber zu heiß, ich rührte sie nicht an.

Der Himmel so grau

Im Winter schaffte es die Sonne nicht mehr über den Berg und blieb für Monate verschwunden. Nur ein schmaler, silberner Lichtstreif ließ die Hoffnung zu, dass sie sich hinter den schroffen Kalkwänden des Jauken nur versteckte.

Den ganzen Tag über ließ der Raureif zerbrechliche Kristalle an den Zweigen der Obstbäume wachsen. Von der nahen Drau her zogen dichte Nebelschwaden auf das Haus zu und umhüllten es mit einem Mantel aus weißer Watte. Wie unerlöste Seelen hingen vom letzten Herbst vertrocknete Früchte in den kahlen Obstbäumen in direkter Gesellschaft von Vögeln mit aufgeplustertem Gefieder, auf bessere Tage wartend, während ihre Artgenossen längst im Süden waren.

In dieser rauen, unwirtlichen Zeit verließ man das Haus nur, wenn es unbedingt sein musste. Einer dieser Gründe war, wenn ich den randvollen Nachttopf des Großvaters zu entleeren hatte. Er konnte das selber nicht erledigen, weil er sich mit zwei Krücken fortbewegte.

Das war immer eine besondere Herausforderung für einen Buben wie mich, weil ich den Balanceakt über Glatteis schaffen musste ohne etwas zu verschütten. Das Plumps-Klo befand sich nämlich im Freien an der Nordseite des Hauses.

Diesen Ort suchte kein Bewohner des Hauses freiwillig auf. Da gab es schon mal bis zu 25 Grad minus und mehr, also legte man die Strecke im Laufschritt zurück um nicht unterwegs den Erfrierungstod zu erleiden, weil man nachts gerade im Pyjama das warme Bett verlassen musste. An der eisernen Türschnalle froren einem sofort die Finger fest, wenn diese schweißfeucht waren. Im Schein einer schwachen Taschenlampe glitzerte der Raureif auf der hölzernen Klobbrille. An ein Hinsetzen war nicht zu denken!

Die Seiten der Bauernzeitung, fein säuberlich in Viertelstücke gerissen, lagen griffbereit in Augenhöhe auf einem Brettchen gestapelt und erfüllten somit ihren allerletzten Zweck. Richtiges Klopapier gab es zwar schon, aber nicht bei uns. Eine Geldverschwendug wäre das gewesen.

Für das tägliche Entleeren des sogenannten „Kochl“, wie der Nachttopf genannt wurde, erhielt ich niemals ein Dankeschön oder eine andere Form von Anerkennung.

Dafür, dass ich auch seine Zehennägel zu schneiden hatte, wäre es wohl das Mindeste gewesen, ein paar Schillinge zu erhalten, aber nicht einen einzigen Groschen ließ er aus. Dabei war seine schwarze Lederbrieftasche immer prall mit blauen Tausendschillingscheinen gefüllt. Als Sägewerkbesitzer verfügte er über regelmäßige Einnahmen. Es gab in der Verwandtschaft jedoch Bevorzugte, die ihm gerne dabei behilflich waren, die Scheine in den Umlauf zu bringen.

Später hörte ich oft vom Erzählen anderer Leute, dass er recht beliebt war und vielen Leuten in der Umgebung Arbeit gegeben hat. Erst der Verlust seines einzigen Sohnes in Folge des 2. Weltkrieges hätte ihn zum gebrochenen Mann gemacht. Es kamen aber auch noch andere Gründe dazu. So war ich zum Beispiel das Produkt eines gänzlich unerwünschten Schwiegersohnes.

Meine Mutter war die Jüngste von drei Kindern und Großvater hatte ganz andere Pläne mit ihr. Gutsituierte Bauernsöhne aus der Umgebung warben um das hübsche Mädchen mit stattlicher Mitgift aus gutem Hause. Sie aber verliebte sich ausgerechnet in einen daher gelaufenen Ausländer, der arm wie eine Kirchenmaus war und nichts besaß als das, was er am Leibe trug.

Zum Glück war Großmutter viel toleranter. Ihr war die Liebe zwischen den Beiden wichtiger als seine Herkunft.

Das kleine Mädchen mit den blonden Zöpfen

Einige Tage nach Neujahr in aller Früh weckte mich Stimmengewirr welches bis zu mir in mein Kämmerchen drang. Es kam vom Hauseingang unten. Mehrere mir fremde Stimmen unterhielten sich laut lachend und scherzend, an ein weiterschlafen war nicht mehr zu denken! Kurz darauf die verzweifelten Schreie eines Schweines.

Mir ist sofort klar, was im Hof vor sich ging.

Dann ein scharfer, kurzer Knall und das Schwein verstummte, wieder Gelächter. Anscheinend hatten die Schlächter bei ihrer Tätigkeit viel Spaß, was durch das Ausschenken von hausgebranntem Obstschnaps noch gefördert wurde. Das verriet der Klang von Gläsern, die man anstieß.

Mehrmals drehte ich mich im Bett hin und her und zog die Decke bis zur Nasenspitze. Es war wie immer eiskalt im Zimmer.

Der in Fetzen gewickelte Stein an meinem Fußende war in der Früh auch schon kalt und ich stieß ihn aus dem Bett, was am Bretterboden ein heftiges plumpsendes Geräusch erzeugte.

Da stand plötzlich wieder dieses kleine Mädchen mit den blonden Zöpfen und den großen blauen Augen mitten im Zimmer, sah mich traurig an. Ich rieb mir die Augen und im nächsten Moment war es wieder verschwunden. War es nur eine Einbildung?

Seit Großmutter mir die Geschichte mit der Kleinen erzählt hatte, bekam ich ihr Bild nicht mehr aus dem Kopf! Es waren immer nur Momente, in denen sie auf einmal mitten im Zimmer stand, mit dem Finger im Mund mich fragend ansah und gleich darauf wieder verschwand.

In den letzten Kriegsjahren gab es eine ukrainische Zwangsarbeiterin am Hof. Die bedauernswerten Frauen und Mädchen wurden von den deutschen Besatzern aus ihrer Heimat verschleppt und bei uns zur Arbeit eingesetzt, weil es an männlichen Arbeitskräften mangelte. Diese befanden sich nämlich im Krieg, weil ein verrückt gewordener verhinderter Kunstmaler plötzlich zum Diktator aufgestiegen war und unbedingt sein Reich in alle Himmelrichtungen vergrößern wollte!

So landete die junge Ukrainerin bereits schwanger bei uns am Hof. Deutsche Soldaten hätten sie vergewaltigt, was man ihr aber nicht glauben wollte. So kam es, dass sie ihr Kind unbemerkt nachts im Stall zur Welt brachte. Sie habe sehr viel geweint, weil sie so Heimweh hatte, sagte Großmutter.

Bei Kriegsende war das kleine Mädchen zirka 3 Jahre alt, am Hof herrschte das totale Chaos. Etwa ein Dutzend von der Front zurückgekehrte Soldaten, bereits in Zivilkleidung, hielten sich im Haus auf. Die deutschen Uniformen hatten sie verbrannt, weil die Engländer schon von Osttirol her auf dem Weg ins obere Drautal waren.

Eines Tages war die ukrainische Zwangsarbeiterin plötzlich verschwunden! Angeblich machte sie sich auf den Weg in die Steiermark, um dort auf die russische Besatzung zu stoßen.

Was sie aber nicht wissen konnte, Stalin sah in den von den Deutschen zwangsweise verschleppten Menschen Spione und Verräter.

Wenn sie nicht sofort umgebracht wurden, deportierte man sie nach Sibirien. Von der Ukrainerin hörte man nie wieder etwas.

Das Kind jedoch ließ sie ganz einfach zurück! Bei dem Durcheinander schien sich aber niemand dafür zuständig zu fühlen. Auf der Suche nach seiner Mutter irrte das Kind weinend in der Umgebung des Hofes umher.